

"Your queerness is not the same": Intersektionale Normalisierungen und Diskriminierungen in LSBT* Kontexten in Bremen

Eisold, Lee

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eisold, L. (2022). "Your queerness is not the same": Intersektionale Normalisierungen und Diskriminierungen in LSBT* Kontexten in Bremen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 15, 87-106. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-20276>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

›YOUR QUEERNESS IS NOT THE SAME‹ INTERSEKTIONALE NORMALISIERUNGEN UND DISKRIMINIERUNGEN IN LSBT* KONTEXTEN IN BREMEN¹

Lee Eisold – in Kollaboration mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar

›We should be a community that is connected. Community that respects.«² Mit diesen Worten beschreibt Baky, eine*r der Co-Forschenden im Forschungsprojekt, das Ideal einer queeren Community, wie es von vielen erhofft, erwartet und propagiert wird: ein regenbogen-bunter Zusammenschluss von Menschen, die ihre Sexualität und/oder ihr Geschlecht außerhalb der gesellschaftlichen Cis-Heteronormativität verorten, die respektvoll und liebevoll miteinander umgehen und alle willkommen heißen. Leider sind lsbt* Szenen und Räume in der Realität weit von diesem inklusiven, wertfreien Community-Ideal entfernt. Auch hier gelten Normen, denen Menschen entsprechen müssen, und Kategorien, in die sie eingeordnet werden. Personen, die diese Normen nicht erfüllen und/oder sich Kategorien und Logiken widersetzen, erfahren Diskriminierungen.

Ausgehend von rassistischen Angriffen beim Bremer Christopher Street Day (CSD) 2018³ habe ich mit *Queeraspora Bremen*, einer Selbstorganisation queerer Geflüchteter, Migrant*innen, Schwarzer Menschen und Menschen of Color (BPoC), Kontakt aufgenommen und Fokusgruppendifkussionen mit sechs interessierten Mitgliedern organisiert. Der Forschungsprozess verlief in engem Austausch und weitgehend kollaborativ, sodass dieser Artikel zwar von mir, Lee, geschrieben ist, das präsentierte Wissen aber gehört Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar⁴ in gleichem Maße, wenn

-
- 1 Die Inhalte dieses Textes wurden am 16. 12. 2020 als Abschlussarbeit im Masterstudiengang Transkulturelle Studien an der Universität Bremen eingereicht. Einige Passagen wurden neu formuliert, andere übernommen.
 - 2 Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 13. 1. 2020, Zeilen 246–247 (Material liegt bei Lee Eisold).
 - 3 Vgl. *Queera Spora*: Stellungnahme NazNak goes Kanak, Queeraspora Bremen und Women of Color Bremen (27. 8. 2018). URL: https://www.facebook.com/magnus.diaspora.5/posts/150817072488586?_tn_=-K-R&_rdc=1&_rdr (Stand: 16. 6. 2021).
 - 4 Einige der Namen sind selbstgewählte Pseudonyme, die meisten aber real. Als häufigsten Grund gegen eine Anonymisierung nannten die Co-Forschenden, dass ihre Mitarbeit an der Forschung und dem produzierten Wissen anerkannt werden soll (vgl. *Hella von Unger*: Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden 2014, S. 92). Anonymität nicht zu erzwingen, kann der »hierarchy of a named author and the unnamed ›informant‹« entgegenwirken (*Ulrike Dahl*: *Femme on Femme: Reflections on Collaborative Methods and Queer Femme-inist Ethnography*. In: Kath Browne/Catherine

nicht sogar mehr als mir. Im Gegensatz zu den Co-Forschenden nehme ich als *weiße* dünne queere Person mit finanziellen Ressourcen innerhalb von lsbt* Kontexten eine privilegierte Position ein. Aus dieser ergaben sich die Fragestellungen der Forschung: Wie erleben queere BPoC lsbt* Szenen, Räume und Veranstaltungen? Wie werden strukturelle Diskriminierungen auch in diesen Kontexten reproduziert? Wie kann ich als *weiße*, privilegierte queere Person den Kampf der Betroffenen unterstützen und Diskriminierungen innerhalb von lsbt* Szenen sichtbar machen? Auch wenn die Diskriminierungserzählungen der Co-Forschenden einen wichtigen Bestandteil der Arbeit darstellen, gilt es, reine Opfernarrative zu verhindern. Statt mitleiderregende Erzählungen zu reproduzieren oder auf einen vermeintlich ›objektiven‹ Wahrheitsgehalt hin zu prüfen, lenke ich den Blick auf die dahinter liegenden Normen und Normalvorstellungen. Ziel ist es, Dynamiken von Normalisierungen und Diskriminierungen sichtbar zu machen, zu kritisieren und Ansätze für ihre Bekämpfung zu formulieren.

Um die von mir untersuchten Räume, Szenen und Kontexte mit ihren Hierarchien und Ausschlüssen klar vom antinormativen und machtkritischen Anspruch queertheoretischer Ansätze⁵ zu unterscheiden, bezeichne ich sie nicht als queer, sondern mit dem Akronym lsbt* für lesbisch, schwul, bisexuell, trans*. Ich versuche mit der Wahl der Buchstaben zudem deutlich zu machen, welche sexuellen und geschlechtlichen Positionierungen tatsächlich mitgedacht werden. Da asexuelle oder inter*geschlechtliche Menschen in lsbt* Szenen beispielsweise selten berücksichtigt werden, ergänze ich das Akronym lsbt* nicht um weitere Buchstaben. Ich verkürze es sogar, wenn ich vermute, dass sich eine Beobachtung nicht ohne Weiteres auf Räume übertragen lässt, die bi- oder trans*inklusiv sind.

Diskriminierungsformen lassen sich nicht strikt voneinander trennen, sondern müssen immer als intersektional miteinander verwoben und interagierend betrachtet werden. Folglich untersucht die vorliegende Forschung nicht nur Rassismen in lsbt* Kontexten, sondern auch Klassismen, Bodyismen, Sexismen und Heteronormativität. Bei all diesen Diskriminierungsformen handelt es sich nach Ansicht der Co-Forschenden um Abwertungen aufgrund äußerlich wahrnehmbarer und zuschreibbarer Merkmale einer Person, was sie vergleichbar und untrennbar mache.⁶ Dies soll allerdings keinesfalls bedeuten, dass die Einteilung von Menschen und Körpern entlang von Kategorien wie *race*, Gender oder Körperformen auf biologischen Unterschieden basiere. Vielmehr wurde strategisch festgelegt, welche kör-

J. Nash (Hg.): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham u. a. 2010, S. 143–166, hier S. 158).

- 5 Vgl. *Mike Laufenberg*: *Queer Theory. Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht*. In: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch-Fechtelperter (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden 2019 (= *Geschlecht und Gesellschaft*, Bd. 65), S. 331–340.
- 6 Vgl. Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 20. 1. 2020, Zeilen 444–454 (Material liegt bei Lee Eisold).

perlichen Merkmale mit Bedeutung aufgeladen werden. Die Grenzen zwischen den so entstehenden Gruppen sind willkürlich, ignorieren fließende Übergänge und lassen sich nicht biologisch begründen.⁷ Da es unmöglich ist, alle gesellschaftlichen Kategorien und intersektionalen Verschränkungen gleichsam einzubeziehen, empfiehlt Katharina Walgenbach ein »analytische[s] Spotlight«, das »zeitweise bestimmte Aspekte hervor[hebt], während andere in den Hintergrund treten«.⁸ Welche Kategorien bei einer Betrachtung beleuchtet werden, sollte sowohl vom Erkenntnisinteresse als auch vom Untersuchungsgegenstand abhängen.⁹ Daher konzentriert sich diese Forschung ausschließlich auf jene Diskriminierungsformen, die von den Co-Forschenden angesprochen wurden. Andere Ebenen, insbesondere Alter und Behinderung, kamen nicht zur Sprache und sind in der Forschung ausgeklammert. Bei den beschriebenen rassistischen Diskriminierungen handelt es sich um antischwarze und antimuslimische Rassismen.

Im Laufe der Forschung habe ich gemeinsam mit den Co-Forschenden zwei Arten von Wissen generiert: Auf der einen Seite steht das inhaltliche Wissen zu Diskriminierungen in lsbt* Kontexten, das Antworten auf die Forschungsfragen liefert. Andererseits habe ich im kollaborativen Forschungsprozess mit seinen kontinuierlichen Aushandlungen, Improvisationen und Anpassungen gelernt, wie machtsensibles, kollaboratives Forschen zu einem gewissen Grad möglich sein kann, welche Reflexionen unverzichtbar und welche Hürden zu überwinden sind. Insbesondere im Kontext eines Forschungsprojekts, das das Sichtbarmachen und den Abbau von Diskriminierungen zum Ziel hat, verstehe ich diese forschungspraktischen Erkenntnisse nicht als reines Mittel zum Zweck, sondern als integralen Bestandteil der Forschungsergebnisse. Die »epistemische Partnerschaft«¹⁰ mit den Co-Forschenden setzt nicht nur den Rahmen für unsere inhaltlichen Erkenntnisse, sondern ist das Herz der Forschung, dessen Reflexion wichtige Informationen über Forschungsfeld und -gegenstand liefert.¹¹ Im Sinne einer Trans-

7 Vgl. zu Rassismen: *Paul Mecheril/Karin Scherschel*: Rassismus und »Rasse«. In: Claus Melter/Paul Mecheril (Hg.): *Rassismuskritik*. Schwalbach am Taunus 2009 (= Politik und Bildung, Bd. 47–48), S. 39–58, hier S. 42; *Mark Terkessidis*: Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld 2004 (= Kultur und soziale Praxis), S. 75 und 97; vgl. zu Sexismen: *Judith Butler*: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (zuerst 1990). New York 2006 (= Routledge classics), S. 9; *Friederike Kuster*: Mann-Frau. Die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung. In: Kortendiek/Riegraf/Sabisch-Fechtelpeter, wie Anm. 5, S. 3–12; vgl. zu Bodyismen: *Deborah Lupton*: *Fat. Short cuts*. Milton Park u. a. 2013, S. 34–38.

8 *Katharina Walgenbach*: Gender als interdependente Kategorie. In: dies. u. a. (Hg.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen 2007, S. 23–64, hier S. 63.

9 Vgl. ebd., S. 63.

10 Vgl. *Douglas R. Holmes/George E. Marcus*: *How Do We Collaborate? An Updated Manifesto*. In: Dominic Boyer/George E. Marcus (Hg.): *Collaborative Anthropology Today. A Collection of Exceptions*. Ithaca 2020, S. 22–39.

11 Vgl. *Marion Hamm*: *Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. Methodische Überlegungen zur Forschung in sozialen Bewegun-*

parenz von Methodologien und Methoden, die eine Forschung zu einem so sensiblen Thema legitim und nachvollziehbar macht,¹² beschreibe und reflektiere ich daher nach einer kurzen theoretischen Rahmung zunächst den Forschungsprozess. Anschließend zeige ich beispielhaft an Erzählungen der Co-Forschenden auf, welche Normen in lsbt* Kontexte und Verständnisse von lsbt*-Sein eingeschrieben sind. Ich schließe meinen Beitrag mit einer Liste von Handlungsempfehlungen für privilegiere Verbündete.

Theoretische Rahmung

In Anlehnung an Katharina Walgenbach verstehe ich Analysekategorien »in einem konstruktivistischen Sinne als heuristische Instrumente, die nicht essenziell oder ontologisch vorgegeben sind«¹³ und somit für meine Untersuchung strategisch gewählt werden können. Ich setze bewusst lsbt* als Kategorie, die nichtnormative Positionierungen im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität zusammenführt. Dies erlaubt es mir einerseits, normative Verständnisse und Erfahrungen von Geschlecht und Sexualität aus meiner Analyse auszuschließen. Andererseits greife ich damit eine reale Kategorisierung des Forschungsfeldes auf: Ungeachtet der Tatsache, dass sich die Erfahrungen von trans* Personen nicht mit denen queerer cis Personen vergleichen lassen, werden in Alltagsdiskursen und aktivistischen Kontexten in der Regel alle queeren Menschen in einer Gruppe zusammengefasst.

Um die in Verständnissen von lsbt* eingeschriebenen, unsichtbaren Normen zu untersuchen, betrachte ich lsbt* als interdependente Kategorie. Das von Walgenbach entwickelte Konzept baut auf Intersektionalitätstheorien¹⁴ auf, indem es davon ausgeht, dass sich gesellschaftliche Kategorien und ihre Wirkungen weder strikt voneinander trennen noch einfach addieren lassen. Anders als intersektionale Ansätze schlägt Walgenbach jedoch vor, die einzelnen Kategorien bereits als »in sich heterogen strukturiert«¹⁵ zu betrachten, wodurch sich das Zusammenwirken einer Kategorie mit anderen gesellschaftlichen Machtverhältnissen »in das innere [sic!] der Kategorie

gen. In: Beate Binder u. a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster 2013, S. 55–72, hier S. 64.

- 12 Bei unserer letzten gemeinsamen Analysesitzung fragte mich Laylla, ob ich keine Angst hätte, dass andere (vor allem BPoC) es verurteilen könnten, dass ich aus meiner privilegierten Position über ein solches Thema schreibe. Sie selbst vertraue mir, beteuerte Laylla, und sehe kein Problem darin. Wer aber nicht wisse, wie genau der Forschungsprozess abgelaufen ist, könnte falsche Schlüsse ziehen, befürchtet sie. Diese Anekdote macht deutlich, wie wichtig Transparenz und eine detaillierte Beschreibung meines Vorgehens für die ethische Bewertung der Forschung sind.
- 13 *Walgenbach*, wie Anm. 8, S. 62.
- 14 Vgl. *Kimberlé Crenshaw*: *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum* (1989), Heft 1, S. 139–167.
- 15 *Walgenbach*, wie Anm. 8, S. 61.

verlagert«. ¹⁶ So werden Metaphern der Verschränkung und Überkreuzung vermieden, die laut Walgenbach »die Vorstellung eines ›genuinen Kerns‹ sozialer Kategorien« ¹⁷ aufrechterhalten und somit »spezifische Lebensformen, Subjektpositionen oder Diskurse privilegier[en] und zum theoretischen Zentrum erklär[en]«. ¹⁸ Wird dagegen die Interdependenz der Kategorien an sich betont, werden Privilegien sichtbarer und intersektional marginalisierte Positionierungen wirken nicht länger wie ein »Spezialinteresse« oder »Sonderfall«. ¹⁹ Sobald anerkannt wird, dass es sich bei privilegierten Positionen um gesellschaftlich relevante Einflussgrößen handelt und auch Menschen mit vielfachen Privilegien intersektional positioniert sind, ist es unmöglich, von einzelnen Kategorien zu sprechen, die sich nur in bestimmten Kontexten überschneiden. ²⁰ Vielmehr wird deutlich, dass bereits die Konstruktion einer Kategorie von allen anderen gesellschaftlichen Machtverhältnissen beeinflusst ist und Menschen innerhalb einer Kategorie »in einer multidimensionalen Machtmatrix unterschiedlich zueinander positioniert« ²¹ sind. Diese multidimensionale Machtmatrix innerhalb der Kategorie lsbt* und ihre Auswirkungen auf die Erfahrungen, die marginalisierte queere Menschen in lsbt* Kontexten machen, gilt es zu untersuchen.

Auch wenn es gemäß eines Foucault'schen Machtverständnisses ²² nicht ›die‹ Mächtigen gibt, die Normen von ›oben herab‹ festlegen und durchsetzen, lassen sich verschiedene Dimensionen von Machtbeziehungen mit jeweils vorwiegend privilegierten und vorwiegend diskriminierten Positionen benennen. Dazu gehören unter anderem Rassismen, Klassismen, Bodyismen, Sexismen und Heteronormativität. Diese naturalisierten und allgegenwärtigen Klassifizierungs- und Hierarchisierungssysteme sind oftmals mit einer langen Geschichte der gewaltsamen Unterdrückung verbunden, wirken sowohl auf individueller als auch auf institutioneller und struktureller Ebene und schaffen so ökonomische, politische, soziale und kulturelle Segregation sowie Ungleichheit. ²³ Damit von einer Form der Diskriminierung gesprochen werden kann, muss sich die Abwertung aus der gesamtgesellschaftlich privilegierteren Position gegen eine marginalisiertere Position richten. In Mark Terkessidis' Worten: Die diskriminierende Gruppe muss »über die Mittel verfügen, eine andere Gruppe sichtbar zu machen, zu unterdrücken etc.«. ²⁴

16 Ebd., S. 64.

17 Ebd., S. 23.

18 Ebd., S. 59–60.

19 Vgl. ebd., S. 63 und 39.

20 Vgl. ebd., S. 40.

21 Ebd., S. 62.

22 Vgl. Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main 1977.

23 Vgl. zu Rassismen: Birgit Rommelspacher: Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter/Mecheril, wie Anm. 7, S. 25–38, hier S. 30.

24 Terkessidis, wie Anm. 7, S. 100.

Methodik

Ange­si­chts der zen­tra­len Funk­tion, die Wis­sen­schaft und For­schung bei der Eta­blierung und (Re-)Pro­duk­tion ge­sell­schaf­flicher Hierar­chien und so­zia­ler Un­gleich­hei­ten seit dem 15. Jahr­hun­dert zu­kam und noch heu­te zu­kommt,²⁵ bin ich über­zeugt, dass eine For­schung zu den Le­bens­re­ali­tä­ten mar­ginali­sier­ter Per­so­nen und Grup­pen im­mer für die­se re­le­vant sein und sich für ihre In­ter­es­sen und Be­lan­ge en­ga­gieren sol­lte. Ich be­gann mei­ne For­schung also mit dem kla­ren Ziel, zur Stö­rung dis­kri­mi­nierender, aus­schlie­ßender und nor­ma­lisierender Prak­ti­ken in lsbt* Räu­men und Kon­tex­ten be­itragen zu wol­len. Auf dem Bre­mer CSD 2019 rief Ali Naki Tutar, der Or­ga­ni­sa­tor von *Queeraspora Bremen*, wei­ße queere Men­schen zu mehr So­li­da­rität mit den An­lie­gen und Kämp­fen ihrer Schwarzen Ge­schwister und Ge­schwister of Colour auf. Mei­ne For­schungs­ar­beit ist der Ver­such einer sol­chen So­li­da­ritäts­bekun­dung aus mei­ner pri­vi­legierten Po­si­tion he­raus: Ich nutze die Pri­vi­legien, die mit mei­ner aka­de­mischen Aus­bil­dung und Ver­ortung in der Wis­sen­schaft ein­her­ge­hen – ins­be­son­dere Zeit für wis­sen­schaftliche For­schung zu ha­ben sowie die Glaubwür­digkeit, die aka­de­misch For­schenden zu­ge­spro­chen wird –, um mich um mehr Auf­merks­amkeit für die­ses The­ma zu be­mühen. Die Co-For­schenden be­stätigten mir im Lau­fe der For­schung, dass sie hofften, dass ih­ren Er­fah­rungs­berichten im Kon­text einer wis­sen­schaftlichen Ar­beit mehr Auf­merks­amkeit und Glauben ge­schenkt wer­de. Gleich­zei­tig möch­te ich nicht ver­ken­nen, dass ich am un­mit­tel­barsten von die­ser For­schung pro­fi­tiere, da ich mit ihr mein Mas­ter­studium ab­ge­schlossen ha­be. Die Pla­nung eines all­tags­prak­ti­scheren Er­geb­nis­ses mit direk­terer Re­le­vanz für die Co-For­schenden – ein so­cial-media-tauglicher Kurz­film – mus­ste auf­grund be­grenzter zeitlicher Ka­pa­zi­täten der Co-For­schenden lei­der ab­ge­brochen wer­den.

Um die klas­si­sche Hierar­chie und Machtdy­namik zwi­schen For­schenden und Be­for­sch­ten auf­zu­bre­chen und sie mög­lichst wenig zu re­pro­du­zieren, be­trachte ich die Men­schen, mit denen ich im For­schungs­pro­zess zu­sam­men­ge­ar­beitet und Wis­sen pro­du­ziert ha­be, als Co-For­schende. Sie wa­ren in alle For­schungs­schritte ent­sprechend ihrer je­weiligen zeitlichen Re­sour­cen und In­ter­es­sen ein­ge­bunden und hat­ten die Mög­lich­keit, den For­schungs­pro­zess ak­tiv mit­zu­ge­stal­ten. Mei­ne er­sten Ideen be­sprach ich mit Ali, der mir die Legiti­mität mei­nes Vor­habens be­stätigte, aber da­rauf be­stand, dass ich bei mei­nem er­sten Kon­takt mit Mit­gliedern von *Queeraspora* be­reits Da­ten im Ra­hmen for­ma­lisierter Ge­sprächssitua­tionen er­hob. Wir einigten uns auf Fo­kus­grup­pen­dis­kus­sio­nen²⁶ als pro­duk­tives For­mat, da die­se zum ei­nen den Raum schufen, den Ab­lauf und Fo­kus der For­schung ge­mein­sam zu dis-

25 Vgl. Walter D. Mignolo: DELINKING. The Rhetoric of Modernity, the Logic of Coloniality and the Grammar of de-Coloniality. In: Cultural Studies 21 (2007), Heft 2–3, S. 449–514; Linda Tuhiwai Smith: Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples. London 2012, S. 1–2.

26 Vgl. Pranee Liamputtong: Focus Group Methodology. Principles and Practices. Los Angeles 2011.

kutieren und somit die Relevanz der Themen und die Angemessenheit der Methodik sicherzustellen.²⁷ Zum anderen schuf diese Form der Wissensgenerierung – anders als Einzelinterviews – eine Atmosphäre des kollektiven Austausches und Lernprozesses zwischen allen Beteiligten, die die Aussagen anderer stützen oder hinterfragen und Ideen gemeinsam weiterdenken konnten.²⁸ Die Festlegung auf diese Methode – ohne die Beteiligung der späteren Co-Forschenden – ist durchaus kritisch zu betrachten. Ich akzeptierte dieses Vorgehen als Kompromiss, da Ali nicht nur ›gatekeeper‹, sondern als Organisator von *Queeraspora* auch selbst Teil der Gruppe aktivistisch engagierter queerer BPoC ist. Obwohl der Einstieg somit formeller verlief, als von mir gewünscht, denke ich, dass wir die Hierarchie zwischen uns schnell abbauen konnten. Die Co-Forschenden planten enthusiastisch die nächsten Diskussionsrunden und beantworteten sich gegenseitig sogar jene Fragen, die eigentlich an mich gerichtet waren. Am Ende eines jeden Treffens betonten sie, dass ihnen das gemeinsame Diskutieren Spaß gemacht habe.

Da ich die Co-Forschenden nicht im Vorhinein kennenlernen konnte, bereitete ich zwei spielerische Einstiegsfragen vor: Aus einer Auswahl an Postkarten sollte jede Person jeweils eine Karte aussuchen, die ihrer Meinung nach die Lsb* Szene in Bremen beziehungsweise *Queeraspora* am besten beschreibt. Unverhoffterweise animierte die Übung sie dazu, bereits sehr ausführlich Diskriminierungserfahrungen zu teilen und miteinander darüber ins Gespräch zu kommen. So wurden aus einer geplanten Fokusgruppendifkussion insgesamt drei jeweils anderthalbstündige Treffen. Die für mich zentralen Fragen kamen durch diese Eigendynamik erst am Ende ausdrücklich zur Sprache: Was sind die wichtigsten Aspekte intersektionaler Diskriminierungen in Lsb* Kontexten, die ich in der schriftlichen Arbeit thematisieren sollte?²⁹

Da die Auswertung generierter Daten ein sehr machtvoller Prozess ist³⁰, gab ich den Co-Forschenden die Möglichkeit, sich hierbei aktiv einzubringen, und schlug dafür verschiedene Vorgehensweisen mit unterschiedlich hohem Zeitaufwand vor. Obwohl lediglich eine Co-Forschende, Laylla, Interesse an und Zeit für einen kollaborativen Analyseprozess hatte, hat diese Zusammenarbeit den Schwerpunkt der Arbeit stark beeinflusst und somit hoffentlich dazu beigetragen, dass der Fokus die für die Co-Forschenden relevanten Aspekte widerspiegelt. Angelehnt an Suzanne Jacksons Ansatz für kollabo-

27 Vgl. ebd., S. 100.

28 Vgl. ebd., S. 3–5 und S. 109–112.

29 Diese offene Frage nach relevanten Themen ist inspiriert von Stoor u. a. Fokusgruppendifkussion mit Samí in Norwegen (vgl. hierzu *Jon Petter Stoor* u. a.: ›If You Do Not *Birget* [Manage] Then You Don't Belong Here: A Qualitative Focus Group Study on the Cultural Meanings of Suicide among Indigenous Sámi in Arctic Norway. In: *International Journal of Circumpolar Health* 78 (2019), Heft 1, S. 1–10, hier S. 3.

30 Vgl. *Suzanne F. Jackson*: A Participatory Group Process to Analyze Qualitative Data. In: *Progress in Community Health Partnerships. Research, Education, and Action* 2 (2008), Heft 2, S. 161–170, hier S. 162.

rative Auswertungen³¹, zerteilte ich die Transkripte der Fokusgruppendifkussionen in einzelne Aussagen und übersetzte auf Layllas Bitte hin alle englischsprachigen Passagen ins Deutsche. Anschließend gruppierte und verschlagwortete Laylla die Aussagen auf einem Online-Pad. Bei Fragen zu Verständnis oder Interpretation einzelner Aussagen rief Laylla mich an und wir diskutierten gemeinsam darüber. Insgesamt handelte es sich also um einen kollaborativen Analyseprozess, an dem wir beide aktiv beteiligt waren. Schnell wurde dabei deutlich, dass in Layllas Wahrnehmung die detaillierten Beschreibungen diskriminierender Erfahrungen und die klare Benennung verschiedener Diskriminierungsformen die zentralen Aspekte unserer Diskussionen darstellten. Diesen Fokus übernahm ich sowohl für meine Masterarbeit als auch für die folgenden Kapitel dieses Textes.

»Du kannst hier nicht rein« – bodyistisch-rassistisch-klassistische Ausschlüsse

»Last year, what happened was, it was three of us. So, I was the tallest and the biggest one, right? With a beard. And two other friends, one is Greek, and the other is Tunisian. So, it was a gay party, I was, like, you know, with my little lipstick, glitter, you know, I got myself on point. And I had like really huge earrings, right? I'm a fucking queer. I love it. You know? So, I'm going to a gay party, right? [...] So, we're in front and there the guy comes like – he pushes me. He is like: »Du kannst hier nicht rein.« I was like: »Why? Did you ask me for my ID?« He is like: »I don't need to see your ID. My boss told me not to let you in.« I was like: »Why?« »Do you know what kind of party that is?« I'm like: »Yeah. It's Gay Candy. Everybody knows it's Gay Candy, what the hell?« And then he is like: »No, sorry, you can't come in. Like, no. Hm-hm.« [...] We were not the only people. The other guys, who were not let in, were guys with beards! I swear to God. It was such a fucking discrimination. It was only guys. And only guys with beards. Those babyfaces guys without beards or anything, they were let in.«³² – Baky

Dieses Erlebnis ist beispielhaft für die Raumpolitiken und Zugangsbeschränkungen vieler Veranstaltungsorte, insbesondere vieler Diskotheken: Baky, nichtbinärem Rom und Bär³³, wird ohne Grund und auf aggressive Weise der Zutritt verwehrt. Obwohl sich Baky mit Lippenstift, Glitzer und großen Ohrringen dem Dresscode entsprechend zurechtgemacht hat, wird

31 Vgl. ebd.

32 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 888–914.

33 Als »Bär« werden in schwulen Szenen weiche, sanfte männlich gelesene Personen mit viel Körperbehaarung beschrieben. Oft wird Bär-Sein auch mit einer vermeintlichen Natürlichkeit assoziiert. Vgl. *Scott Beattie*: Bear Arts Naked: Queer Activism and the Fat Male Body. In: von Cat Pausé/Jackie Wykes/Samantha Murray (Hg.): *Queering Fat Embodiment*. Farnham, Surrey 2014, S. 115–129.

unterstellt, *sier*³⁴ wisse nicht, welche Party an diesem Abend stattfindet. Dies suggeriert, dass Baky nicht in diesen Raum gehöre und sich nur aus Versehen dort aufhalte. Baky wird also abgesprochen, queer zu sein und zur Zielgruppe einer ›Gay Candy‹-Party zu gehören.

Der Vergleich mit anderen, denen der Zugang verwehrt wird, führt Baky zu dem Schluss, der Vollbart sei das Ausschlusskriterium. Queerness und Zugehörigkeit zum erwünschten Publikum werden also aufgrund eines körperlichen Merkmals zu- oder abgesprochen. Auf solche körperbezogenen Auswahlmechanismen verweist auch Heinz-Jürgen Voß, wenn er beschreibt, dass »certain characteristics particularly attractive for the ›guests‹ and club operators, such as youth or desirable masculine or feminine features« den Zugang zu schwulen Diskotheken erleichtern können.³⁵ Ein (Voll-)Bart scheint in Bakys Fall nicht zu den begehrenswerten Kriterien zu gehören und Baky selbst wird nicht als Gast wahrgenommen, auf dessen Wünsche und Bedarfe Rücksicht zu nehmen wäre. Indem ›babyfaces guys without beards‹ als begehrenswert genug eingestuft werden, um eingelassen zu werden, wird ein spezifisches Schönheitsideal reproduziert und verfestigt, das bereits in den 1990er-Jahren in US-amerikanischen schwulen Szenen beobachtet wurde: Smoothness³⁶ und Jugendlichkeit³⁷.

Natürlich lassen sich Bakys Vollbart und das Schönheitsideal eines glatt rasierten Gesichts nicht getrennt von anderen körperlichen Aspekten und daraus resultierenden Zuschreibungen betrachten. Zu Beginn seines Berichts erwähnt Baky auch, »the tallest and the biggest« in der Gruppe zu sein. Wie Baky an anderer Stelle in unserer Diskussion erzählt, hat *sier* aufgrund seiner Körpergröße und -form oft Ablehnung erfahren. Insbesondere in *lsbt** Dating-Kontexten gelte: »If you are not skinny or muscular, you are not worth it«³⁸, so Baky. Eine männlich gelesene Person werde nur als interessant und als der Kontaktaufnahme ›wert‹ wahrgenommen, wenn sie entweder dünn oder muskulös ist, also gängigen Schönheitsidealen entspricht. Damit wird eine gesamtgesellschaftlich weit verbreitete bodyistische Wertung reproduziert: Nur ein schlanker und/oder trainierter Körper gilt als begehrenswer-

34 ›Sier‹ ist eines von vielen genderneutralen Personalpronomen, das verwendet wird, um die binär gegenderten Pronomen ›sie‹ und ›er‹ zu umgehen. Ich dekliniere es hier wie folgt: *sier* (Nom.), *sien/siene/siens* (Gen.), *siem* (Dat.), *sien* (Akk.), vgl. *Das Nichtbinär-Wiki*: Pronomen (o.J.). URL: <https://nibi.space/pronomen#sier> (Stand: 13.12.2020).

35 Heinz-Jürgen Voß: Queer and (Anti)Capitalism II. The Development of Capitalism and the Immiseration of People. In: Christopher Sweetapple (Hg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics*. Giessen 2018 (= *Angewandte Sexualwissenschaft*, Bd. 14), S. 67–140, hier S. 122.

36 Vgl. William J Mann: *Laws of Desire: Has Our Imagery Become Overidealized?* In: Dawn Atkins (Hg.): *Looking Queer: Body Image and Identity in Lesbian, Bisexual, Gay, and Transgender Communities*. New York 1998, S. 345–353, S. 346.

37 Vgl. Andrew J. Feraios: *If Only I Were Cute: Looksism and Internalized Homophobia in the Gay Male Community*. In: Atkins, wie Anm. 36, S. 415–420, hier S. 427.

38 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 372–737.

ter Körper.³⁹ Entspricht ein Körper diesen Idealen nicht, wird angenommen, dass die Person durch charakterliche Schwäche und eigenes Fehlverhalten, wie ungesunde Ernährung oder mangelnde Bewegung, für ihre Körperperform verantwortlich sei und aus diesem Grund verurteilt werden dürfe.⁴⁰ Diese Bewertung von Körpern sei in lsb Kontexten intensiver als außerhalb der Szene, meint Baky⁴¹ – eine Einschätzung, die sich in der wissenschaftlichen Literatur wiederfindet. So kritisierte beispielsweise Andrew J. Feraios bereits 1998, dass »a large part of that community of acceptance is contingent upon physical appearance«. ⁴² Auch noch gut 20 Jahre später macht Hannah R. Long die gleiche Beobachtung: Der starke Fokus auf Begehren und Anziehung begünstige den Ausschluss dicker queerer Menschen aus Szenen und Communities, da sie als nicht begehrenswert gelten.⁴³

Zudem ist das dominante Bild bärtiger männlich gelesener Personen of Color rassistisch aufgeladen. Es ist davon auszugehen, dass Baky genauso wie sien tunesischer Begleiter vom Wachpersonal muslimisch gelesen wird, was ihren Zugang zur Party zusätzlich einschränkt. Denn sowohl im allgemeinen Diskurs als auch in lsb* Kontexten wird oft eine Unvereinbarkeit von Muslimischsein mit Queersein angenommen.⁴⁴ Die beiden Identitäten werden als rivalisierende Gegensätze konstruiert: Muslimischsein wird mit Queerfeindlichkeit gleichgesetzt, während queere Menschen ausschließlich als *weiß* und nichtmuslimisch, wenn nicht gar nichtreligiös imaginiert werden. Das Bild einer angeblich spezifisch muslimischen Queerfeindlichkeit ist ein Narrativ, das insbesondere nach den Anschlägen vom 11. September 2001 an Prominenz gewonnen hat. Es unterfüttert die Vorstellung einer muslimischen Bedrohung und eignet sich bestens, um unter dem Vorwand der Verteidigung von Menschenrechten militärische Interventionen, eine Verschärfung europäischer Grenzregime und eine generelle Islamfeindlichkeit zu legitimieren.⁴⁵ *Weiß*e deutsche lsb* Organisationen wie der LSVD oder MANEO haben dieses Narrativ in der Vergangenheit vielfach reproduziert und damit befeuert.⁴⁶ Dabei ist das Bild angeblich queerfeindlicher Mus-

39 Vgl. *Lupton*, wie Anm. 7, S. 3.

40 Vgl. ebd., S. 9 und S. 50–51.

41 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 857–869.

42 *Feraios*, wie Anm. 37, S. 428.

43 Vgl. *Hannah R. Long*: »Fat is a Queer Issue, Too«: Complicating Queerness and Body Size in Women's Sexual Orientation and Identity. Albuquerque 2020, S. 99–100.

44 Vgl. *Jennifer Petzen*: Wer liegt oben? Türkische und deutsche Maskulinitäten in der schwulen Szene. In: Koray Yilmaz-Günay (Hg.): Karriere eines konstruierten Gegensatzes. Zehn Jahre »Muslime versus Schwule«. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Münster 2014, S. 25–45, hier S. 43; Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 952–955 und 984–990.

45 Vgl. *Petzen*, wie Anm. 44, S. 26; *Jin Haritaworn/Tamsila Tauqir/Esra Erdem*: Queer-Imperialismus. Eine Intervention in die Debatte über »muslimische Homophobie«. In: Koray, wie Anm. 44, S. 51–70, hier S. 55; *Georg Klauda*: Die Vertreibung aus dem Serail. Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt. Hamburg 2008, S. 15.

46 Vgl. *Klauda*, wie Anm. 45, S. 111–113; *Petzen*, wie Anm. 44, S. 36 ff.

lim*innen ein sehr neues: Lange Zeit fungierte das Konstrukt des ›Orient‹ als »Projektionsfläche für die homoerotischen Wunschphantasien der europäischen Bohème«,⁴⁷ da intime Freundschaften, Zärtlichkeiten und sexuelle Anziehung unter Männern früher in vielen muslimischen Gesellschaften alltäglich waren. Zwar war die konkrete Handlung des analsexes im traditionellen islamischen Recht verboten, sie wurde aber laut Georg Klauda aufgrund »rigide[r] Anforderungen an die Beweisführung« nur sehr selten bestraft.⁴⁸ Eine Verfolgung schwuler Männer und anderer queerer Menschen begann erst mit der Übernahme des europäischen Konzepts von ›Homosexualität‹ als ›abnormaler‹ Identität.⁴⁹ Die Annahme, Queerfeindlichkeit sei eine zentrale Eigenschaft ›des Islam‹ ist somit nicht nur falsch, sondern steht im kompletten Gegensatz zu früheren Stereotypisierungen. Somit wird deutlich, dass muslimische Menschen und Gesellschaften immer je nach Selbstbild des *weißen* Globalen Nordens so stilisiert werden, dass sie als ›Andere‹ instrumentalisiert werden können. Ähnliches gilt für Schwarze Menschen: Sie werden mit Ländern und Weltregionen assoziiert, in denen heutige queerfeindliche Gesetze auf europäische Kolonialisierung zurückgehen und präkoloniale Traditionen jenseits von Heteronormativität und binären Geschlechtern unsichtbar gemacht werden.⁵⁰ Rassistische und islamfeindliche Ausgrenzungen in mehrheitlich *weißen* lsbt* Kontexten sind die Folge, da queere BPoC nicht als queer erkannt, sondern als Nichtzugehörige oder sogar als Bedrohung eingestuft werden.

Selbst wenn Schwarzen Personen und Personen of Colour ihr Queersein nicht generell abgesprochen wird, können rassistische Verallgemeinerungen und Projektionen verwoben mit Klassismus ihren Zugang zu lsbt* Räumen erschweren. So erzählt Pizzar Stanley Pierre:

»[W]enn wir zum Beispiel zum Zweiraum [Diskothek, L. E.] gehen, zum Beispiel ich. Der Mann, der Wach-, also der Security-Dings, er guckt mich an – er sieht nur meine Hautfarbe: ›Ah, er ist eine arme Person. Er ist nicht schwul. Vielleicht ist er auch schwul, aber er ist ein armer Schwuler.«⁵¹

BPoC werden von *weißen* Menschen oft mit Armut assoziiert⁵², was für den Zutritt zu lsbt* Veranstaltungsorten zum besonderen Problem wird, da es sich oft um stark konsumorientierte Räume handelt. Ein von Baky und Pizzar Stanley Pierre als unerreichbar teuer wahrgenommenes, extravagantes Auftreten ist vielfach Bedingung dafür, insbesondere in schwulen Szenen

47 Klauda, wie Anm. 45, S. 17.

48 Ebd., S. 9, 130.

49 Ebd., S. 9.

50 Vgl. *María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld 2015 (= Cultural Studies, Bd. 36), S. 115–116.

51 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 872–876.

52 Vgl. *bell hooks: Where We Stand. Class Matters*. Hoboken 2012, S. 2–4.

interessant zu wirken und ›dazuzugehören‹.⁵³ Wie Antke Engel beschreibt, werden gleichgeschlechtliche Paare oft als Paradebeispiel neoliberaler, eigenverantwortlicher Individuen inszeniert, die sich gegen alle Regulierungen selbst verwirklichen und gleichzeitig füreinander sorgen.⁵⁴ Menschen mit den notwendigen finanziellen Ressourcen für szenespezifische ›Konsumrituale‹ ist es möglich, diesem idealisierten Bild zu entsprechen und gewisse gesellschaftliche Anerkennung und Zugänge zu erhalten.⁵⁵ Elegante schwule Räume gelten als »positive outcomes and developments for all queers«.⁵⁶ Dabei gerät jedoch aus dem Blick, dass sie nur für sehr wenige, klassistisch (und rassistisch) Privilegierte zugänglich sind.⁵⁷ Queere Menschen mit weniger Privilegien werden ausgeschlossen, wenn sie sich ein extravagantes Auftreten nicht leisten können und/oder es nicht wünschen beziehungsweise ablehnen.

So beeinflussen neben Bodyismen und Rassismen auch Klassismen sowie die untrennbare Verwobenheit der verschiedenen Diskriminierungsebenen Zugänge zu lsbt* Räumen. Ein in diesen Räumen akzeptiertes und willkommenes Queersein ist geprägt von einer *weißen*, konsumorientierten und den gängigen Schönheitsidealen entsprechenden Norm. Ein *weiß* gelesener, normschöner Körper, der extravagant gekleidet ist, ist Voraussetzung dafür, als lsbt* (an)erkannt zu werden und dazugehören zu können.

»Normality is until here« – Heteronormativität und binäre Geschlechterdichotomie

»[I]t's a thing of until when we put the ideas of normality. Like the recognition of lesbian and gay was just to expand that idea of normality. [sounds of agreement from Baky] It's like not only heterosexual is normal but also being homosexual. But then, that doesn't mean that they are going to accept everything as normal, you know? It's not – that doesn't happen. So it's like: ›No, no, no, we're just saying that if you always like the person of the opposite sex, you can do the same on the other side.‹ And then appear things like bisexuality and it's like: ›No, no, no, no. Normality is until here. Either you like the one or the other.‹ [...] So then bisexuality, people who are bisexual want to expand that idea of normality. But at the same time, it's just: What are we going to consider normal? And it's not about accepting everybody. Because that doesn't happen. Not even here. Like, there is still a set

53 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 735–763, 829–830 und 905–908.

54 Vgl. Antke Engel: Ökonouqueer. Sexualität und Ökonomie im Neoliberalismus. In: AG Queer Studies (Hg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen. Hamburg 2009, S. 101–119, hier S. 106–108.

55 Vgl. Martin F. Manalansan: Race, Violence, and Neoliberal Spatial Politics in the Global City. In: Social Text 23 (2005), Heft 3–4, S. 141–155, hier S. 143–144 und 149.

56 Ebd., S. 151.

57 Vgl. ebd., S. 151.

of ideas about what we consider normal and things like non-binary, transgender, bisexual, asexual, it's like: ›Whuuuaat? What are you talking about?‹ It's just these ideas of what is normal and what we are going to define as normal. But still, there is a normal and an abnormal. So where does it end?«⁵⁸ – Nadie

Nadies Beschreibung macht deutlich, dass viele Räume, Veranstaltungen und Kontexte, die sich als queer oder lsbt*(qia+) bezeichnen, in Wahrheit oft schwul-lesbische Räume sind. Gesamtgesellschaftliche Normen für Begehren, Sexualität und Beziehungen werden lediglich um einen Aspekt erweitert: Sie dürfen auch zwischen zwei Menschen des gleichen (binär und biologistisch verstandenen) Geschlechts stattfinden. Dabei wird Monosexualität unhinterfragt vorausgesetzt. Es wird also angenommen, dass sich eine Person konstant nur zu Menschen eines bestimmten Geschlechts hingezogen fühlt. Das führt dazu, dass bisexuelle Menschen in ihrem Begehren und ihrer Selbstidentifikation oft nicht ernst genommen werden. So berichtet Alp beispielsweise, je nach aktuelle*r Partner*in als hetero- oder homosexuell eingeordnet worden zu sein.⁵⁹ Zudem wird bisexuellen Menschen oft vorgeworfen, sie seien verwirrt oder befänden sich in einer Übergangsphase und würden sich bald für Partner*innen eines Geschlechts entscheiden (müssen).⁶⁰ Die Existenz und Legitimität bisexuellen Begehrens werden negiert, indem Hetero- und Homosexualität als einzig mögliche Sexualitäten und sich ausschließende Gegensätze konstruiert werden. Dieses Pochen auf eine dichotome Ordnung hat laut Christian Klesse zur Folge, dass »Bisexualität nur als eine ›gemischte‹ Form von Sexualität gedacht werden [kann]«, also zu jeder Zeit ein akutes Begehren für verschiedene Geschlechter vorhanden sein muss, damit eine Person als bisexuell gelesen wird.⁶¹ Das wiederum führt zu Assoziationen von Promiskuität und Untreue.⁶² Klesse schlussfolgert, dass Bifeindlichkeit »in ihrem rigiden Bekenntnis zu einem ›Entweder – Oder‹ die Dualität heteronormativen Denkens« im weitesten Sinne reproduziert.⁶³

Ebenso implizit und selbstverständlich wird in vielen lsbt* Kontexten angenommen, dass alle Menschen allosexuell seien, also sexuelle Anziehung

58 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1007–1024.

59 Vgl. ebd., Zeilen 976–981.

60 Vgl. *Kirsten McLean*: Inside, Outside, Nowhere. Bisexual Men and Women in the Gay and Lesbian Community. In: *Journal of Bisexuality* 8 (2008), Heft 1–2, S. 63–80, hier S. 67; *Jillian Todd Weiss*: GL vs. BT. The Archaeology of Biphobia and Transphobia Within the U.S. Gay and Lesbian Community. In: *Journal of Bisexuality* 3 (2003), Heft 3–4, S. 25–55, hier S. 45.

61 *Christian Klesse*: Weibliche bisexuelle Nicht-Monogamie, Biphobie und Promiskuitätsvorwürfe. In: Jutta Hartmann u. a. (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden 2007 (= *Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 10), S. 291–307, hier S. 293.

62 Vgl. ebd., S. 293 und *McLean*, wie Anm. 60, S. 67.

63 *Klesse*, wie Anm. 61, S. 303.

empfinden. Sexuelle Anziehung und Sex werden als so essenzieller Bestandteil des Lebens vorausgesetzt, dass eine Zeit ohne Sex »bloß eine Zwischenphase darstellen sollte«. ⁶⁴ Keine oder eingeschränkte, an bestimmte Bedingungen geknüpfte sexuelle Anziehung zu empfinden, ist in heteronormativen Vorstellungen von Begehren, Sexualität und Beziehungen nicht vorgesehen. Insbesondere lsbt* Kontexte sind oft stark sexualisiert, wodurch sie für asexuelle Menschen keine angenehmen und sicheren Räume darstellen. Die unhinterfragte Reproduktion von Allonormativität macht deutlich, wie viele Aspekte gesamtgesellschaftlicher Heteronormativität auch in lsbt* Kontexten reproduziert werden.

In Nadies Aufzählung nicht ernst genommener queerer Identitäten finden sich zudem trans* und nichtbinäre Menschen. Ihnen wird laut Alp ein ähnlicher Zustand der Verwirrung zugeschrieben wie bisexuellen Menschen. ⁶⁵ Pizzar Stanley Pierre berichtet sogar von queeren Freund*innen, die explizit aussprechen, dass sie keine trans* Personen mögen, und die ihren Sitzplatz in einer Bar verlassen, wenn sich eine trans* Person zu ihnen setzt. ⁶⁶ Diese Erfahrungen machen deutlich, dass ein Aufbrechen von Zweigeschlechtlichkeit und Cisnormativität – also der Annahme, dass sich alle Menschen mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren – nicht immer erwünscht ist. Trans* Personen, insbesondere wenn sie sich weder als männlich noch als weiblich identifizieren oder kein ›Passing‹ als Mann oder Frau haben, gelten oft als *zu* queer. ⁶⁷ Oder anders ausgedrückt: Sie stellen Normen in Frage, an denen viele queere cis Menschen (unbewusst) lieber festhalten möchten.

Wie weit das Beharren auf und die Reproduktion von vergeschlechtlichten Normen und binären Geschlechterstereotypen gehen kann, zeigt eine Erzählung von Baky:

»I was with a group of people, I knew a couple of them but not all of them. And I was super feminine. I was drunk and I was like: ›Girl! Oh my Good!‹ Nobody wanted to listen, and I felt discriminated and sexualised⁶⁸ and whatever you want. But when I manned up, right, everyone was like: ›Yeah, oh my God, haha, laughing at my jokes or

64 Katharina Aßmann u. a.: Wie schafft man Bewusstsein für eine Abwesenheit? Ursachen und Folgen der Stigmatisierung von Asexualität aus der Perspektive Betroffener. In: Diana Lindner/Anja Gregor (Hg.): Identitätsforschung in der Praxis, Berlin/Heidelberg 2018, S. 57–110, hier S. 84; vgl. auch Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 25.1.2020, Zeilen 800–803.

65 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 981–982.

66 Vgl. ebd., Zeilen 1036–1046.

67 Vgl. Weiss, wie Anm. 60, S. 50.

68 ›Sexualised‹ verstehe ich in diesem Kontext weniger im eigentlichen Wortsinn, sondern vielmehr als Pendant zu ›racialised‹ (rassifiziert), also als die Erfahrung, die in der Regel mit ›sexed‹ (sexuiert) oder vergeschlechtlicht beschrieben wird: Die eigene Genderperformativität wird von anderen bewertet, eingeordnet und festgeschrieben.

whatever. And I was like: ›I feel like shit.‹ Honestly, I felt so sexualised, to be honest. Like, wow! I think it's sad.«⁶⁹

Als nichtbinäre Person erlebt Baky, wie sich die Reaktionen queerer Freund*innen verändern, je nachdem ob Baky ein eher feminin oder maskulin kodiertes Verhalten zeigt. In dem Moment, in dem sich Baky feminin verhält, hat sie das Gefühl, dass sie nicht mehr zugehört und sie nicht mehr ernst genommen wird. Baky verliert damit ein gängiges männliches Privileg und merkt, wie sie eine nicht normkonforme, nach Judith Butler⁷⁰ nicht kohärente und intelligible Genderperformativität »zu einem weniger ernstzunehmenden Gegenüber [macht]«. ⁷¹ Hierin wird nicht nur die Reproduktion von Cisnormativität und Zweigeschlechtlichkeit sichtbar – vielmehr spiegelt der Vorfall auch eine Hierarchisierung von Feminität und Maskulinität bei männlich gelesenen Personen wider. Wie neben Baky auch Pizzar Stanley Pierre und Nadie bestätigen, wird feminin kodiertes Verhalten von männlich gelesenen Personen in lsbt* Kontexten oft abgewertet. Ein möglichst maskulin wahrgenommenes Auftreten gilt dagegen als erstrebenswert und wird positiv hervorgehoben.⁷² Diese Hierarchisierung entspricht zum einen gesamtgesellschaftlichen Sexismen, in denen alles, was mit Feminität oder Weiblichkeit assoziiert wird, weniger wertgeschätzt wird. Zum anderen wird die Norm aufrechterhalten, dass sowohl männlich gelesene Körper als auch männliche Identitäten mit einem Auftreten einhergehen müssen, das als maskulin interpretiert wird. Männliche oder männlich gelesene Personen, die diese Kohärenz durch ein feminines Verhalten stören, werden weniger ernst genommen. So wird ein streng dichotomes binäres Geschlechtersystem gestützt, in dem sich Männlichkeit/Maskulinität und Weiblichkeit/Feminität als in sich kohärente Gruppen konträr gegenüberstehen und nicht miteinander kombinierbar oder vereinbar sind.

Wie diese Beispiele zeigen, werden selbst in Bezug auf Ebenen und Aspekte, die in lsbt* Kontexten ausdrücklich thematisiert werden – Sexualität und Gender – Normen reproduziert und verteidigt. Von einem antinormativen Queering, das dominante Vorstellungen von Sexualität herausfordern, dichotome Kategorien aufbrechen und Sexualität, Begehren und Geschlecht als heterogen und wandelbar anerkennen möchte,⁷³ sind viele lsbt* Szenen damit weit entfernt. Vielmehr schaffen sie eine neue sexuelle und geschlechtliche Normalität, die sich an Cis-Heteronormativität und existierenden gesellschaftlichen Hierarchien orientiert. Für dieses Phänomen hat

69 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1177–1183.

70 Vgl. Butler, wie Anm. 7, S. 23.

71 Carol Hagemann-White: Weiblichkeit, Leiblichkeit und die kulturelle Konstruktion der Geschlechterpolarität. In: Holger Brandes/Christa Franke (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie. Münster 1990, S. 31, hier zitiert nach: Irene Pimminger: Gleichheit-Differenz. Die Debatten um Geschlechtergerechtigkeit in der Geschlechterforschung. In: Kortendiek/Riegraf/Sabisch-Fechtelpeter, wie Anm. 5, S. 45–54, hier S. 50.

72 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1329–1341.

73 Vgl. Annamarie Jagose: Queer Theory. An Introduction. New York 1996, S. 97–98.

Lisa Duggan den Begriff der Homonormativität geprägt.⁷⁴ Homonormative Politiken und Szenen versuchen nicht, Normen und Hierarchien zu verändern, sondern sie lediglich um sehr begrenzte Positionen zu erweitern, um an ihnen teilhaben zu können. Wie Nadie sagt: »there is still a normal and an abnormal.«⁷⁵ Während Menschen, die nur in wenigen Aspekten von Normen abweichen – beispielsweise *weiße* cis Menschen mit klassistischen Privilegien und normschönen Körpern, die monogame sexuelle und romantische Beziehungen mit anderen cis Personen des gleichen Geschlechts führen – durch die Erweiterung der Norm gesellschaftliche Anerkennung und eine deutliche Verbesserung ihrer Lebensqualität erfahren, ändert sich jedoch für viele andere queere Menschen wenig.

Erweiterte Normalitätsvorstellungen statt antinormativem Queering

»We should be a community that is connected. Community that respects.«⁷⁶ Die beispielhaften Erzählungen der Co-Forschenden haben gezeigt, wie weit lsbt* Szenen, Räume und Kontexte von einem queertheoretischen antinormativen und antikategorialen Ansatz an sexuelle und geschlechtliche Vielfalt entfernt sein können. Mit Hilfe von Fokusgruppendifkussionen und kollaborativer Auswertung habe ich gemeinsam mit den Co-Forschenden beschrieben, wie rassistische, klassistische, sexistische, Körper- und cisheterosexuelle Normen in das Verständnis von lsbt* eingeschrieben sind, das in Bremen vielerorts praktiziert wird. Nur wer bestimmte visuelle Merkmale aufweist, wird als queer (an-)erkannt und erhält Zugang zu lsbt* Räumen. Dabei spielen gängige Schönheitsideale und eine aus ihnen abgeleitete Begehrenswürdigkeit genauso eine Rolle wie finanzielle Ressourcen und klassistische Privilegien. Eine auf kolonialen Modernitäts- und Überlegenheitsdiskursen basierende angenommene Unvereinbarkeit von Queersein mit Schwarz- oder of-Color-Sein führt dazu, dass queeren BPoC ihr Queersein abgesprochen wird. Es kommt zu rassistischen Ausschluss- und Diskriminierungserfahrungen aufgrund einer *weißen* Norm. Auch wenn Räume ihrem Namen nach bi- und trans*-inklusiv oder queer sind, gilt häufig ein möglichst heteronormativ wirkendes, angepasstes Schwul- oder Lesbischsein als Standard. Dazu gehören eine Abwertung von Femität und ein Beharren auf genderkonformem Verhalten ebenso wie Forderungen nach eindeutigen, unveränderbaren binären Geschlechtern und unidirektionaler sexueller Anziehung. Die beschriebenen lsbt* Kontexte dekonstruieren Normen also keineswegs, sondern erweitern Normalitätsvorstellungen lediglich um ausgewählte *weiße*, genderkonforme und cisgeschlechtliche Positionierungen mit klassistischen Privilegien und normschönen Körpern.

74 Lisa Duggan: The New Homonormativity. In: Russ Castronovo/Dana D. Nelson (Hg.): Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics. Durham, N. C. 2002 (= New Americanists), S. 175–194.

75 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeile 1024.

76 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 246–247.

Eine sensible Beschäftigung mit diesen Themen, zumal noch aus einer wissenschaftlichen Perspektive, ist nicht einfach. Es ist ein Prozess, der ein kontinuierliches Herantasten, Fehlermachen, Reflektieren und Dazulernen beinhaltet. Diese Forschung war eine Reise voller Aushandlungen, Geduldproben und Flexibilität, ohne die ein weitgehend kollaborativer Prozess der Wissensgenerierung nicht möglich gewesen wäre. Nur durch den ständigen Kontakt mit den Co-Forschenden und die Transparenz meiner Methoden in diesem Artikel kann ich meine Beschäftigung mit dem Thema rechtfertigen und zeigen, dass ich mich um maximale Reflexivität und Sensibilität bemüht habe. Eine vertrauensvolle Forschungsbeziehung, wie ich sie zu vielen der Co-Forschenden aufbauen konnte, ist unglaublich wertvoll. Ich hoffe, dass ich ihr gerecht werden kann, indem ich mich weiter für die Belange von Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar einsetze.

Wie eingangs bereits erwähnt, haben wir uns auf Diskriminierungsebenen konzentriert, die die Co-Forschenden selbst oder in ihrem Umfeld erlebt haben. So sind beispielsweise Alter, Behinderung oder auch andere Formen von Rassismen als Analysekategorien außen vor geblieben. Für Untersuchungen zu diesen Themen bräuchte es Gespräche mit Expert*innen mit Erfahrungswissen auf diesen Gebieten, die den Rahmen dieser Forschungsarbeit gesprengt hätten. Hier besteht in Zukunft weiterer Forschungsbedarf.

Natürlich gelten die beschriebenen Ausschlüsse und Diskriminierungsdynamiken nicht immer und überall für alle lsbt* Räume. Doch die Tatsache, dass die Co-Forschenden sie erleben, macht deutlich, warum lsbt* Räume ohne explizite kritische und reflektierende Haltungen keine sicheren Orte für sie sein können. Es braucht geschütztere Räume für intersektional diskriminierte queere Menschen genauso wie eine eingehendere Reflexion der Privilegierteren. Wir müssen uns bewusst machen, dass uns eine marginalisierte Position im Hinblick auf Sexualität und/oder Geschlecht nicht von eigenem diskriminierendem Verhalten freispricht. In diesem Sinne möchte ich diesen Artikel schließen mit einer Liste von Handlungsempfehlungen für privilegiertere (queere) Menschen, die aus dem Austausch mit den Co-Forschenden zu ihren Wünschen und Strategien im Umgang mit Diskriminierung entstanden sind.

Handlungsempfehlungen für privilegiere (queere) Verbündete

- Reflektiere deine Privilegien und nimm deine eigene intersektionale Positionierung wahr. Betrachte die Bedarfe und Erfahrungen von intersektional marginalisierten queeren Menschen nicht als Sonderfälle oder Randinteressen, sondern als zentrale queere Anliegen.
- Reflektiere dein Verhalten sowie die Vorannahmen und Zuschreibungen, mit denen du anderen begegnest, und verändere sie aktiv. Um zu erkennen, welche strukturellen Diskriminierungsmechanismen du verinnerlicht hast, musst du diese zunächst verstehen. Beschäftige dich also bewusst mit Rassismen, Klassismen, Bodyismen, Sexismen, Heteronormativität sowie anderen hier nicht behandelten Diskriminierungsformen, ihren Merkmalen und Wirkweisen.
- Setze dich für geschützte Räume ein, in denen intersektional marginalisierte Menschen unter sich sein, sich entspannen und gegenseitig empowern können. Wenn du Zugang zu Ressourcen (wie beispielsweise Räumlichkeiten) hast, stelle sie zur Verfügung. Dränge dich nicht selbst in diese Räume oder erwarte, dass entsprechende Gruppen Aufklärungsarbeit leisten.
- Mache lsbt* Räume zugänglicher und sicherer für intersektional diskriminierte Menschen, indem du fragst, »wer darin wovor geschützt werden soll«. ⁷⁷ Ein Raum kann nicht sicher für alle sein, wenn privilegiere Menschen zu jeder Zeit auf ihr absolutes Wohlbefinden bestehen. Vielmehr muss es die Bereitschaft geben, »die eigene Komfortzone [zu] verlassen, um sich mit Differenzen und ungleicher Privilegienverteilung auseinander zu setzen« ⁷⁸.
- Schaffe Orte und Kontexte, in denen Begegnungen zwischen Menschen mit unterschiedlichen Privilegien und Diskriminierungserfahrungen mit einer gewissen Sicherheit stattfinden können. Das können beispielsweise diversitäts- und diskriminierungssensibel angeleitete Workshops oder Vernetzungstreffen sein, bei denen Reflexion und Selbstkritik im Vordergrund stehen. Begegnungen ohne entsprechende kritische Rahmung sind kein Garant für den Abbau von Diskriminierungen und Normen. Gestalte diese Veranstaltungen gemeinsam mit intersektional marginalisierten Menschen und lass sie selbst entscheiden, wie sie Themen ansprechen und was sie erzählen möchten. Achte dabei darauf, dass diese Menschen ausdrücklich dazu bereit sind, Bildungsarbeit zu leisten.
- Wenn sich intersektional marginalisierte Menschen dazu entscheiden, öffentlich über ihre (Diskriminierungs-)Erfahrungen zu sprechen, verstärke ihre Stimmen, indem du ihre Beiträge auf deinen Plattformen teilst und weiterleitest.

⁷⁷ Maya Joleen Kokits/Marion Thuswald: Gleich sicher? Sicher gleich? Konzeption (queer) feministischer Schutzräume. In: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24 (2015), Heft 1, S. 83–93, hier S. 90.

⁷⁸ Ebd., S. 89.



Lee Eisold, M. A.
Geography and Tourism – Division of Earth and Environmental Sciences
Katholieke Universiteit Leuven
Celestijnenlaan 200e
B – 3001 Leuven
lee.eisold@kuleuven.be